

kam es zum Phänomen der „fugitivi“, der Klosterflüchtlinge. Die Konvente nahmen an Zahl der Mönche drastisch ab, es gab zahlreiche Übertritte zum Protestantismus. Das zeigen in dem hier zu besprechenden Buch u. a. F. Stöhlker für Buxheim, G. Jaritz für Niederösterreich, J. Kurt für Erfurt und K. P. Büttner für Erfurt. Die Beiträge sind durchwegs flüssig geschrieben und sollten zur Pflichtlektüre für Kirchenhistoriker gehören. Freilich finden sich da und dort formale Mängel. So hat z. B. J. Kurt die Kirchengeschichte von L. Hertling falsch (116 Anm. 90) und Lutheraussprüche aus zweiter Quelle zitiert (117 Anm. 91).

LinZ

Rudolf Zinnhobler

■ HALLENSLEBEN BARBARA. *Communicatio. Anthropologie und Gnadenlehre bei Thomas de Vio Cajetan.* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 123). (XVI u. 640.) Aschendorff, Münster 1985. Kart. DM 48,—.

Kardinal Cajetan (1469—1534) ist bekannt als einer der wichtigsten thomistischen Theologen seiner Zeit. Als Angehöriger des Dominikanerordens war er geistig durch jahrelange Tätigkeit der Universität Padua verpflichtet, jenem „italienischen Wittenberg“, in dem mitten in der Renaissance-Gelehrsamkeit einer durch die neue Buchdruckerkunst mächtig geförderten Aristotelesrezeption averroistischer Prägung das wissenschaftliche Zeitalter geboren wurde. Cajetans nachhaltiger Einfluß auf die spanische Philosophie und Theologie des 16. Jahrhunderts ist bekannt. Seine prägende Kraft ist in der katholischen Theologie bis in die jüngste Vergangenheit festzustellen. Trotzdem bleibt Beachtenswertes von der kritischen Analyse des Henri de Lubac (27 ff), daß vom Denken Cajetans auch ein Weg zur Säkularisation, zum *deus otiosus*, wenn nicht zum neuzeitlichen Atheismus führte. Denn die Geschöpflichkeit wird bei ihm bereits in einer derartigen „Geschlossenheit“ konzipiert, daß die Übernatur den Charakter eines absolut ungeschuldeten Wunders bekommt (etwa im Sinne des Gnadendualismus der Neuscholastik). Vf. verweist leider nicht darauf, daß sich in dieser Hinsicht Cajetan als typischer Denker der frühen Neuzeit erweist und sich dabei in guter Gesellschaft auch der Jesuitentheologen Spaniens im 16. Jahrhundert befindet.

Das heißt, als bereits 1518 Martin Luther von Kardinal Cajetan am Reichstag zu Augsburg verhört wurde, hatte der asketische, gelegentlich auch als hochfahrend, verschlossen und undiplomatisch geltende päpstliche Legat die Weisung, „väterlich, nicht richterlich“ vorzugehen. Luther entzog sich durch Flucht dieser Auseinandersetzung. Luther nannte später in der gewohnten Sprache den Kardinal für seine Sache als ebenso wenig wie einen „Esel zum Harfenspielen“ geeignet.

Was bedeuteten diese Umstände für Verständnis und Einschätzung des Reformationsgeschehens? Erstens: Luther begegnet hier in dem Vertreter des Hl. Stuhls nicht irgendeinem verweltlichten Renaissanceprälaten, sondern einer hochgelehrten Asketengestalt, einem späteren Befürworter der Wahl Hadrians VI. und auch selbst Papstkandidaten. Zweitens: Das bedeutet für Luther einen wichtigen Schritt in seinem

reformatorischen Selbstbewußtsein. Es geht nicht bloß um eine „Reform“ der Kirche, sondern es sind auch in der Lehre die Gegensätze (bereits 1518) für ihn unüberbrückbar. Es braucht demnach nicht nur eine Reform, sondern eine „Reformation“, und das schon zwei Jahre, bevor in Europa sich die Geister in der Lutherfrage schieden. Drittens bedeutete das Ansehen des Legaten aus dem Dominikanerorden für die Kurie, daß man den Ablassstreit im Reich anfing ernster zu nehmen, indem man von der zunächst allzu leichten Einschätzung eines „Mönchsgezänks“ zwischen Augustinern und Dominikanern abzurücken begann.

Vf. schildert vieles von dem hier kurz Gesagten mit unglaublichem Fleiß, mit fast unüberschaubarer Fülle von Textanalysen und theologischen Durchblicken. Die theologische Allgemeinbildung der Münsteraner Dissertantin ist beachtlich, die Belesenheit enorm und ihre, wenn auch gezügelte, Kühnheit, aufgrund ihrer Kenntnis Cajetans, die Reformationsgeschichte etwas anders zu sehen, als es die Lehrbücher tun, scheint mir erfreulich. Nur glaube ich, daß man nach der Lektüre dieses Buches endlich die These von den „Defiziten spätmittelalterlicher Theologie als einer der Ursachen der Reformation“ als mißverständlich, nicht sehr hilfreich und eigentlich als unbrauchbar *ad acta* legen sollte.

Salzburg-Wilhering

Gerhard B. Winkler

■ HÜTTL LUDWIG, *Marianische Wallfahrten im süddeutsch-österreichischen Raum.* Analysen von der Reformations- bis zur Aufklärungszeit. (Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte Bd. 6). (217 und 4 Tafeln.) Böhlau, Köln 1985. Brosch. DM 68,—.

Ich habe das Buch mit großem Gewinn gelesen. Aufgrund bisher im Zusammenhang nicht ausgewerteter Quellen werden viele Ergänzungen zum bisherigen Kenntnisstand geboten. Besonders hervorzuheben ist, daß die Studie, zum Unterschied von vielen anderen volkswissenschaftlichen Arbeiten, auch theologisch sauber argumentiert. Ich verweise z. B. auf die Wertung dargebrachter Votivgaben als Ausdruck der Kontingenzerfahrung des Menschen. Etwas verwirrend sind die Literaturangaben in den Anmerkungen, die teils auch überflüssig sind. Umgekehrt hätte die Habilitationsschrift von H. Hollerweger über „Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus“, Regensburg 1976, wegen der zahlreichen Hinweise auf Wallfahrtswesen und Marienfrömmigkeit Erwähnung verdient. Leider ist der Preis des Werkes von Hüttl sehr hoch; er ist weder durch den Umfang noch durch die Aufmachung gerechtfertigt.

LinZ

Rudolf Zinnhobler

■ BUNDESMINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG/ÖSTERR. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (Hg.), *Österreich im Europa der Aufklärung.* Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Internationales Symposium in Wien 20. bis 23. Oktober 1980. 2 Bde. (1102, 3 Abb., 13 Tabellen, 8 Tafeln.) Österr. Akademie der Wissenschaften, Wien 1985. Kart. S 520.—/DM 76,—.

Nach Einführungen zum Gesamtthema von G. Klin-

genstein, R. A. Kann und E. Wangermann wurden in drei Sektionen Fragen von „Wirtschaft und Gesellschaft“, „Staat und Recht“ sowie „Kunst, Literatur und Bildung“ behandelt. Im Rahmen dieser Zeitschrift können nur Hinweise auf einige kirchengeschichtlich relevante Themen gemacht werden. Sie sind vorwiegend der Sektion II zugeordnet.

E. Kovács befaßt sich mit der „Herauentwicklung Österreichs aus dem Heiligen Römischen Reich“ im Reflex der Beziehungen von Kaisertum und Papsttum während des 18. Jahrhunderts. Die von ihr auch andernorts vertretene These, Joseph II. habe den Kirchenstaat liquidieren wollen und ein Schisma sei bevorstanden, ruht quellenmäßig wohl auf einem zu schmalen Fundament. Die Hauptthese von der allmählichen Herauentwicklung Österreichs aus dem Reich klingt jedoch überzeugend, auch wenn sie noch eingehender Forschungen bedürfte. Die Studie von C. Donati über „Adel und Verwaltung am fürstlichen Bischofsstuhl Trient zur Zeit Maria Theresias und Josephs II.“ zeigt den — durchaus nicht immer entscheidenden — Einfluß des Hauses Österreich auf die Bedeutung des Bistums auf. Im Vortrag „Der Josephinismus und das Problem des katholischen aufgeklärten Absolutismus“ behandelt K. O. v. Arettin u. a. die Frage der Überwindung des Barockkatholizismus. Wichtige Hinweise werden gegeben auf den vermögensrechtlichen Aspekt der josephinischen Reformen. Der große Grundbesitz der Klöster war z. B. ein Hemmschuh für ein absolutistisches Regime. Auch von hierher sind die Klosteraufhebungen zu verstehen. Die Reformen insgesamt wurden vor allem vom Bürgertum getragen. Auf S. 509 findet sich der Ausdruck „Filojansenismus“ (wohl verdruckt für Frühjansenismus). Besonders aufschlußreich finde ich die Studie von F. A. J. Szabo über „Fürst Kaunitz und die Anfänge des Josephinismus“. Bis 1768 war Kaunitz alles eher als ein ausgeprägter Josephiner. Damit erledigt sich die These von F. Maaß, der in Kaunitz den eigentlichen Vater des Josephinismus gesehen hatte, setzten doch josephinische Maßnahmen schon längst vor dem genannten Jahr ein. In ebendiesem Jahr entschloß sich der Kaiser übrigens, der „päpstlichen Unversöhnlichkeit“ mit „faits accomplis“ zu begegnen (541). Das erklärt auch z. B. die Vorgangsweise bei den späteren Bistumserrichtungen. Interessant ist auch der Vortrag von C. Francovich über „Die Regierung Maria Theresias und die Haltung Josephs II. gegen die Freimaurer in der österreichischen Lombardei“. Maria Theresia befand sich insofern in einer schizophrenen Situation, als ihr Gemahl und manche ihrer Berater Freimaurer waren, sie als gute Katholikin aber auch den päpstlichen Exkommunikationsbullens (1738, 1751) gegen die Logenrechnung tragen wollte. Ihre Maßnahmen fielen daher entsprechend milde aus. Joseph II. versuchte mit Erfolg stark reglementierend einzugreifen und die Freimaurer als Hilfsgruppe für seine Reformen in Dienst zu nehmen. Treffende Formulierungen findet J. v. Horn Melton in seiner Abhandlung „Von Versinnlichung zur Verinnerlichung. Bemerkungen zur Dialektik repräsentativer und plebejischer Öffentlichkeit“. Die barocke Pietas Austriaca als Ausdruck der universalistischen, gegenreformatorischen Ideologie sah nicht im gedruckten Wort, sondern im veräußerlichten, veranschaulichten

Symbol den wichtigsten Vermittler der Christenlehre (919f). Das Wort hielt man sogar eher für gefährlich; Leopold Ernst von Firmian, später ein Bahnbrecher der Volksschule, meinte 1752 als Bischof von Graz-Seckau noch, eine Aufhebung der Pfarrschulen könnte der Ketzerei Einhalt gebieten. Umgekehrt spielten Theater (oft in lateinischer Sprache, war doch vor allem die Schau wichtig), Prozessionen u. ä. eine bedeutende Rolle. Dann änderte sich die Zeit. Die Aufklärung griff Platz, die Kenntnis des Lesens nahm zu. Nun mußte man den Weg von der „Versinnlichung“ zur „Verinnerlichung“ gehen, die Belehrung trat an die Stelle der Schau, die Sprache wurde zum wichtigsten Mittel der Glaubensverkündigung. Man könnte auch sagen: Nicht mehr das Auge, sondern das Ohr war das wichtigste Rezeptionsorgan des Christen und Staatsbürgers. Entsprechend „reformiert“ wurden nun Frömmigkeitswesen, Theater und Schule. E. Wangermann versucht darzulegen, daß für theresianische und josephinische Reformen das Jahr 1780 hinsichtlich der Durchführung wohl eine Zäsur bedeutete, nicht aber hinsichtlich der Zielsetzung. Er erläutert das anhand der Themen Agrarreform, Toleranz und Unterrichtsreform. Daß das Konzept zum Toleranzpatent gewissermaßen schon in der Schreibitschlade Maria Theresias gelegen habe (949), ist freilich schwer in Einklang zu bringen mit ihrem Brief an Joseph II. noch im Jahre 1777 (I), in welchem sie die Idee von der allgemeinen Toleranz als das größte Unglück bezeichnete, „das die Monarchie jeweils zu ertragen gehabt hätte“ (I. Gampl, Staat — Kirche — Individuum, Wien 1984, 37 Anm. 25). Eine abschließende, gut aufgegliederte Bibliographie von K. Vocelka, I. Mayer und M. Wakounig erhöht den Wert des besprochenen Werkes, dessen Preis, gemessen an Umfang und Inhalt, als sehr günstig erscheint.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ MÖDL LUDWIG, *Priesterfortbildung um die Mitte des 19. Jahrhunderts*. Dargestellt am Beispiel der Pastoral Konferenzen von 1854—1866 im Bistum Eichstätt. (Eichstätt Studien, NFBd. 21.) (327.) Pustet, Regensburg 1985. Kart. DM 64,—.

Die sorgfältig ausgeführte Dissertation behandelt ein lokales Thema, das jedoch von überregionaler Bedeutung ist. Im 19. Jahrhundert wurden ja allenthalben Pastoral Konferenzen eingeführt, nicht nur als Mittel der Priesterfortbildung, sondern vor allem auch, um in den einzelnen Diözesen ein möglichst einheitlich ausgerichtetes Presbyterium zu gewährleisten. Auf diesen Konferenzen wurden vom Bischof vorgelegte Themen erarbeitet und diskutiert, die Ergebnisse dann vielfach auch publiziert, was eine Herausforderung bedeutete und ein gewisses Niveau garantierte. In Eichstätt wurden diese Konferenzen 1854 eingeführt (in Linz z. B. erst 1869, in Passau gar erst 1890), während sie in Augsburg schon 1826 begannen. Von allgemeinem Interesse dürfte vor allem das Kapitel V der Arbeit mit der Überschrift „Intentionen“ sein, in dem das damalige Kirchenbild (Kirche als Mysterium) und Priesterbild (Priester als Stellvertreter Christi), aber auch der sich anbahnende Weg zur Neuscholastik aufgezeigt werden. Gerade hier wird deutlich, daß Eichstätt keine